Die Bündner Landfrau im Wandel der Zeit

Autor(en): **Camenisch, Emil**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündnerisches Haushaltungs- und Familienbuch**

Band (Jahr): **- (1929)**

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-550186

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Dr. Emil Camenisch, Pfarrer, Valendas:

Die Bündner Landfrau im Wandel der Zeit

Die Bündner Landfrau verdient unser unbedingtes Interesse. Sie ist an allen kulturellen Bewegungen in unseren Bergen, auch an der Entvölkerung der letzteren beteiligt. Darf man von einem einheitlichen Schlage bei unseren Landfrauen reden? Bekanntlich ist Graubünden reich an Gegensätzen. In neuester Zeit hat es den Namen des Landes der 150 Alpentäler erhalten. Bedenkt man, daß dieses Tälergewirr, in dem der Luftschiffer mit der besten Karte sich kaum zurechtfindet, in früheren Zeiten nur durch schwer gangbare Gebirgspässe verbunden war, bedenkt man ferner, daß nationale Abstammung, Klima, Sprache, Glaubensart unleugbare Gegensätze schaffen, so scheint es kaum möglich zu sein, bei der Bevölkerung einen einheitlichen Typus herauszufinden. Dennoch wagen wir die Behauptung, daß die eigentliche Bündner Landfrau ihrem Wesen nach überall die gleiche sei, daß gleicher Sinn und gleiches Streben ihr im deutschen und romanischen Kantonsteil denselben Stempel aufdrücke.

1.

Freilich dürfen wir nicht vergessen, daß zu den Bündner Landfrauen in der alten Zeit auch die *Bewohnerinnen unserer Burgen* gerechnet werden müssen. Betrachten wir die vielen Ruinen, die heute noch die Felsvorsprünge und beherrschenden Hügel im Oberland, im Domleschgertal, in der Herrschaft und anderswo schmücken, so wird es uns klar, daß wir die feudale Frau nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen. Auch sie war Landfrau im buchstäblichen Sinne des Wortes, die sich aber allerdings von den Landfrauen im landläufigen Sinne wesentlich unterschied. Wir machen zunächst bei ihr als der gesellschaftlich bedeutendsten Landfrau unseren Besuch. Schon ihr kühner Sitz, der stets auf steil, ja mitunter gefährlich emporsteigendem Wege zu erreichen war, sagt uns, daß sie nicht bloß sozial, sondern auch lokal die übrigen Frauen überragte. Das beständige Verweilen in der weit ins Land hinaus schauenden, Sturm und Wetter trotzenden Burg war auf ihr inneres Wesen nicht ohne Einfluß. Höher war bei ihr der Seelenflug als bei der Schwester im Tale. Ihre Gedanken weilten nicht bei der Herde, beim reifenden Korn, beim Hanflande. Die Ideenwelt der Ritterburg war es, die sie erfüllte. Wenn sie am Fenster ihrer, nach damaligem Geschmack hübschen Kemenate saß, schaute sie oft von ihrer Handarbeit auf, ob ihr ritterlicher Gemahl doch endlich heimkehre. Und wenn er nicht bloß Tage, sondern Wochen fernblieb, so bemächtigte die Angst wegen Ueberfall sich ihres Herzens. Die edle Burgfrau mußte stark sein. Anders war ihr zumute, wenn von einer benachbarten Burg oder aus der Fremde Besuch erwartet wurde. Dann war ihres ruhigen Bleibens am Fenstersitz auch nicht. In die Küche mit den mächtigen, an Ketten hangenden Kesseln lenkte sie immer wieder ihre Schritte, und auch der alte Kellermeister mußte ihr wiederholt Rede stehen. Nicht selten hatte die Burg Belagerungen zu bestehen. Das waren schwere Zeiten. Allein die tapfere Burgfrau ließ sich nicht bewegen, Schutz in einer befreundeten Burg zu suchen. In einem Felsenschloß aufgewachsen als Tochter eines tapferen Vaters und ebenso tapferer Brüder, fürchtete sie den Waffenlärm nicht. Bange freilich, aber doch auch zuversichtlich schlug ihr das Herz. Und wenn sie ihrem ritterlichen Gemahl und seinen Knechten schon die Verteidigung der Mauern überlassen mußte, so gab sie mit ihrem klugen, auch in solchen Dingen erfahrenen Sinne doch manchen beachtenswerten Fingerzeig und sorgte für die Verpflegung der Besatzung und das Verbinden der Verwundeten.

Formte dieses Leben in der Burg einen Typus der Landfrau, der ganz einzig in seiner Art war, so gab es innerhalb und außerhalb der turm- und zinnenbewehrten Mauern doch auch Beschäftigungen, die die Burgfrau der arbeitenden Frau tief unten im Wiesengrün nahe brachten. Zum Leidwesen der Burgbewohnerinnen war der Fels auf dem das kühne Mauerwerk aufgeführt war, selten breit genug, um für einen Garten Raum zu bieten. Allein ein windgeschütztes, sonnenbeschienenes Plätzchen war auf der Südseite der Burg doch meistens zu finden. Und hier sah man die Burgfrau und ihre Mädchen, besonders im Frühjahr und Herbst, manchmal sitzen, versunken in die Schönheit der erwachenden oder absterbenden Natur. Hier wurden auch etliche Blumen, nicht selten fremdländischer Art, Heilkräuter und Gemüsepflanzen, den Fehde- und Belagerungszeiten zum Trotz, gezogen. Die Herrin schämte sich nicht, ab und zu im Saale zwischen die Becher und Humpen befreundeter Ritter einen duftenden Strauß zu stellen oder den zierlich gearbeiteten Tisch ihrer Kemenate mit einigen Blumen zu schmücken. Und wenn ihr ritterlicher Gemahl oder einer der treuen Knechte gefährlich verletzt in die Burg heimkehrte, so freute sie sich, mit selbstgezogenen Kräutern die klaffende Wunde zu schließen oder der bereits entstandenen Entzündung zu wehren.

Viel Zeit blieb der Herrin, besonders im Winter, für die Anfertigung zierlicher und einfacher Handarbeiten. Was sollte sie sonst tun, wenn der

Sturm um den hohen Bergfried sauste und sich loslösende Felsstücke donnernd durch die Runsen links und rechts des Burgfelsens herniederfuhren? Höchst selten kam es vor, daß ein wandernder Sänger für einige Tage bei der Ritterfamilie einkehrte, Neuigkeiten erzählte oder mit Hilfe seiner Harfe kühne Rittertaten besang. Und mit der geschriebenen und gedruckten Unterhaltungsliteratur war es auch nicht zum besten bestellt. Eine Bibliothek war der Bündner Burg unbekannt. Der weibliche Teil war darum froh, in seiner Handarbeit eine zugleich unterhaltende und nützliche Beschäftigung zu finden. Freilich waren hierbei den edlen Frauen sehr enge Schranken gezogen. Wenn man bedenkt, daß der freistehende, luftige Bergfried oder Turm gar keine wohnlich eingerichtete Gemächer oder nur solche mit schmalen, schießschartenähnlichen Lichtlücken besaß, und wenn man ferner bedenkt, daß der besteingerichtete Raum, das Frauengemach oder die Kemenate, äußerst spärlich beleuchtet war und am Abend nur bei dürftigem Wachs-, Unschlitt- oder Oellicht oder gar nur beim Schein des Kaminfeuers gearbeitet werden konnte, so ist ohne weiteres klar, daß die arbeitende Adelige jener Zeit mit weit größeren Schwierigkeiten als die Spinnerin, Weberin, Schneiderin, Weißnäherin, Stickerin, Klöpplerin unserer Tage zu ringen hatte. Ueberhaupt war die mittelalterliche Burg, an den Anforderungen, die man heute an eine gute Wohnung stellt, gemessen, mehr ein dunkler, von vielen Fledermäusen umkreister Festungsbau als ein trauliches, helles, gut eingerichtetes Wohngebäude. Nichtsdestoweniger fühlte sich die Burgherrin zwischen den dicken Mauern heimisch und setzte eine Ehre darin, fleißig zu arbeiten und die Tagesräume nach dem Geschmack jener Zeit anziehend zu schmücken. An den steinernen Wänden ob den Ruhebänken brachte sie mit Blumen und mitunter mit Wappen bestickte Rückenlacken an. Die aus massivem Stein gebauten Bänke belegte sie mit Kissen. Den Baderaum stattete sie mit hübschen Handtüchern aus. Und besonders die Bett- und Kissenanzüge legten beredtes Zeugnis von ihrer kunstsinnigen Hand ab.

Selbstverständlich waren nicht alle Burgfrauen feinsinnig, arbeitsam, häuslich und edel veranlagt. Es gab auch solche, die den weiblichen Sinn verloren hatten, der häuslichen Arbeit Geschmack nicht abzugewinnen vermochten und lieber von irrenden Rittern gefeiert sein wollten, auf der Jagd sich vergnügten und beim Waffengange, ohne sich abzuwenden, dem Zersplittern der Lanzen und dem Fließen von Blut zuschauten. Diese Art mittelalterlicher Sportsdamen schließen wir aus unserer Abhandlung aus. Wenn wir von feudalen Landfrauen reden, so denken wir nur an die hochsinnige, gemütreiche Burgherrin, die den wahren Frauenadel weder in Kriegs- noch in Friedenszeiten verleugnete.

2.

Der Burgfrau etwas verwandt und ebenfalls, wenn auch nicht so auffallend von der großen Zahl der gewöhnlichen Landfrauen sich unterscheidend, war die *Landpatrizierin*. Das war die Frau des Offiziers, des Bundesboten, des Ammanns, des Geschworenen. Sie stammte, wie ihr Ehemann, aus dem aus der Burg herabgestiegenen Adel oder aus dem zu Vermögen gelangten Bauernstande. Die Landpatrizierin und die Burgfrau lebten zeitlich nicht neben-, sondern nacheinander. Die Geburtsstunde der ersteren schlug, als der mittelalterliche Feudalismus verblaßte, die Burgen verlassen wurden und, trotz ihres massiven Gebälks und dicken Mauerwerks, Sturm und Blitz nicht mehr Widerstand zu leisten vermochten. Jetzt bereicherten sich die aus niederen, einfachen Wohnungen bestehenden Dörfer mit stattlichen, meist steinernen Häusern, die den Vergleich mit den Patrizierhäusern der Stadt nicht zu scheuen brauchten. Noch heute sind verschiedene größere und kleinere Bündner Dörfer zu finden, die eines oder zwei solcher, zum Teil wappengeschmückter Häuser aufzuweisen haben. Die Frau Oberst, Frau Hauptmann, Frau Landrichter, Frau Ammann, Frau Landeshauptmann, Frau Podestat, Frau Kommissari, Frau Vikari, die in dem betreffenden Haus zu walten hatte, war nicht in so hohem Maße ein Gegenstand der Achtung und des Ansehens wie die mittelalterliche Burgherrin, aber dennoch tonangebend im Dorf, hatte ihren eigenen Kirchenstuhl und wurde bei Beerdigungen stets unter den ersten genommen. Manche von ihnen, wie beispielsweise die edle Donna Ottavia von Salis geborene Vertemate von Soglio aus Plurs, verfügte nicht bloß über einen echt weiblichen Hochsinn, sondern auch über eine geistige Bildung, die ihre vornehme Schwester in der Burg sich nicht anzueignen imstande gewesen war. Es darf jedoch nicht verschwiegen werden, daß es auch andere Landpatrizierinnen gab, die ein hochfahrendes Wesen zur Schau trugen und ihren in der Landesverwaltung tätigen oder im Felde dienenden Ehemännern zwar mit ihrem Reichtum nützten, ihnen im übrigen aber mehr eine Last als eine Stütze waren. Die meisten jedoch waren ihrer nicht leichten Aufgabe wohl gewachsen, die gesellschaftliche Spitze des Dorfes, ausschlaggebend in Fragen des Taktes und der Schicklichkeit.

Trat man in ein besseres Landpatrizierhaus ein, so konnte man beim Anblick des Echten, Soliden, Gediegenen, Geschmackvollen, ja Reichen und in allem Zweckmäßigen der inneren Ausstattung die Ueberraschung nicht unterdrücken. Schon das Aeußere des Hauses mit seiner breit ausladenden Front oder mit seinem hohen, stolzen Giebel, mit seinen schön gearbeiteten Blumengittern und dem plätschernden Brunnen in der Nähe zog das Auge in seinen Bann. Zum Aeußeren paßten im Inneren die gewölbten Korridore und Keller, die zwei Stuben mit schön geschnitztem Büfett und reichem Täfer, die Kammern mit den geschnitzten oder bunt bemalten, stets mit Namen und Jahrzahl versehenen Truhen. Und der, dem noch tiefer hineinzublicken verstattet wurde, bekam mancherlei Andenken aus fremden Kriegsdiensten, aus den südlichen Untertanenlanden, ja mitunter sogar von fremden Fürstenhöfen zu sehen. Zudem tat sich vor seinem erstaunten Blick ein reicher Schatz an feiner Wäsche und wertvollem Zinn- und Silbergeschirr, mitunter auch an kostbaren Bildern und Büchern auf. Das Patrizierhaus mit seinem reichen Inventar stellte ein Vermögen dar, das den Wert mehrerer gewöhnlicher Bauerngüter um ein Bedeutendes übertraf. Da zu einem solchen Hause meistens auch eine bedeutende Landwirtschaft mit großen Heim- und Berggütern gehörte, läßt sich denken, wieviel Umsicht, Klugheit und gesunder Menschenverstand von der mit der Aufsicht betrauten Herrin verlangt wurde. Ihre Aufgabe war es, für Erhaltung und Mehrung des Vorhandenen, für geordneten Gang der zu verrichtenden Arbeiten besorgt zu sein. Sie war der Pol, um den sich das Haus drehte. Während der Ehemann auf den Bundestag reiste oder in Gerichtssachen abwesend war, war der Kommandostab ausschließlich ihrer Hand anvertraut. Sie hatte kaum Zeit, die Neu-

SCHLOSS ORTENSTEIN

gierde ihrer Nachbarinnen, die sich für die Nachrichten des Landammanns aus dem Churer, Ilanzer oder Davoser Rathause interessierten, zu befriedigen. Und oft war es schwierig, in diesen Dingen die erforderliche Zurückhaltung zu beobachten, ohne den Vorwurf des Stolzes sich zuzuziehen.

Auf besonders schwere Proben wurde die Umsicht und Seelenstärke dieser Frauen gestellt, wenn die Männer auf einen der verantwortungsvollen Posten in der Grafschaft Chiavenna, im Veltlin oder in Bormio berufen wurden oder gar wenn sie sich uniformieren und ins Feld ziehen mußten. In diesem Falle waren die Frauen nicht bloß für einige Tage oder Wochen, sondern für Monate und Jahre auf sich selbst gestellt. Daheim und in der Fremde weilten ihre Gedanken. Und wenn die Arbeit noch so sehr drängte, so konnte die treubesorgte Frau doch nicht aufhören, um das Schicksal ihres Eheherrn zu bangen. Wie schmerzlich, wenn, was auch etwa vorkam, Krankheit oder Tod auf fremder Erde an ihn herantrat! Wir sehen aus diesen wenigen Angaben, daß die Landpatrizierin nicht bloß in ihrer gesellschaftlichen Stellung, sondern auch in ihren Sorgen eine gewisse Aehnlichkeit mit der Burgherrin hatte und daß an ihren Geist und an ihr Herz nicht weniger hohe Anforderungen gestellt wurden.

Nicht geradezu Erholungszeiten, aber doch Zeiten der Entspannung waren es für sie, wenn der Ehemann zu Hause war und sich mit ihr in die häuslichen Sorgen teilte. Oft besprach man sich in diesen stillen Zeiten über Verbesserungen auf hoher Alp, in Haus und Feld und namentlich über die Zukunft der erwachsenen Söhne und Töchter. Man schaute sehr darauf, daß diese letzteren eine standesgemäße Erziehung erhielten und daß die Beziehungen zu anderen, zum Teil weit entfernt wohnenden Patrizierfamilien gepflegt wurden. Bei Besuchen, die keine Seltenheit waren, ging es freigebig her. Wie sehr hierbei der gute Eindruck von dem edlen Benehmen der Hausherrin abhing, braucht nicht mit vielen Worten dargelegt zu werden. An ihr erkannte man den Geist des Hauses. Und aus der Art, wie sie den Gästen begegnete, schloß man auf den Wert des dem Blicke Entzogenen, auf die Gemütsanlage der Familie und den Wohlstand des Hauses.

Ein überaus wichtiges Anliegen des Patrizierhauses war die Verheiratung der heiratsfähigen Söhne und Töchter. Man wußte es, daß der Glücksstern, der seit Jahrzehnten und vielleicht schon seit mehr als einem Jahrhundert über dem Hause leuchtete, durch eine unglückliche Wahl seinen Glanz verlieren werde. Wie vorsichtig man beim Schließen von Ehen zu Werke ging, zeigen die ausführlichen Eheverträge, die heute noch in manchen Patrizierhäusern aufbewahrt werden. Ein freier Verkehr der jungen Leute miteinander, wie er heute üblich ist, und ein Wählen ohne Befragen und ohne den Segen der Eltern, wie es sich in unserer Zeit selbst auf dem Lande einzuschleichen droht, wäre in jedem guten Patrizierhause als etwas Unschickliches und Verhängnisvolles empfunden worden. Das Ausschlaggebende war die Familie und das, worum es bei der Eheschließung ging: die Ehre des Hauses. Daß die Ehen nicht unglücklich wurden, war vor allem das Verdienst der feinen patrizischen Frauen, die von Jugend auf ihre Söhne und Töchter in diesen Anschauungen erzogen und mit feinem mütterlichem Sinn herausfanden, zu welchem Patriziersohn ihre Tochter und zu welcher Patriziertochter ihr Sohn passe.

Diese Bemerkungen mögen genügen, um das Bild der edlen patrizischen Landfrau vor unserem geistigen Auge erstehen zu lassen, an ihrem Gemüt und klugen Sinn uns zu erfreuen, ihrer Hingabe an ihre vielseitigen Aufgaben mit Anerkennung zu gedenken, ihre Fassung in schweren Zeiten zu bewundern und ihre Bereitwilligkeit, für die Ehre des Hauses und des Landes Opfer zu bringen, in Hochachtung zu nennen.

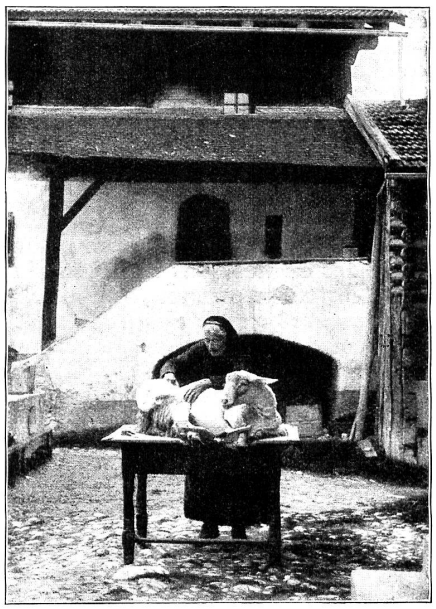
3.

Der Landfrau im landläufigen Sinne haben wir noch kaum Erwähnung getan. Es ist jene Frau, wie wir sie arbeitend auf den grünenden Wiesen des Tales und am steilen Hange des Berggutes, kniend in der jung aufgeschossenen Saat des Ackers, anpflanzend und jätend im Garten, am Brunnen, am Waschtroge, meistens umgeben von einer Schar kleiner Kinder, sehen. Sie ist die eigentliche Landfrau, die Trägerin und Hüterin der Bauernkultur namentlich in der Einsamkeit unserer Gebirgstäler, die Frau, die Heimatsinn pflanzt, die Gott uns lange erhalten möge. Von ihr darf nicht anders als mit Ehrfurcht geredet werden. Weil sie in ihrem Inneren seit jeher einen sprudelnden, nie versiegenden Jungbrunnen trug, hat sie sich gesund durch die Jahrhunderte erhalten. Sie war da, ehe das Patrizierhaus erbaut wurde, ja schon lange bevor die mittelalterliche Burgherrin auf ihrem sturm- und wetterumtosten Felsensitze ihre Hausfrauenpflichten ausübte. Die Landfrau in diesem Sinne hat die reichste geschichtliche Vergangenheit. Ihre Ahnenreihe reicht in die prähistorische Zeit zurück. Sie ist gleicherweise die Mutter und Ahnfrau der Landpatrizierin und der adeligen Burgherrin, wie der vornehmen Stadtfrau und Stadtdame. Es ist schwierig, in einer kurzen Abhandlung ein Bild von ihr, das ihr äußeres und inneres Wesen, ihr Denken und Fühlen und ihr vielseitiges Arbeiten berücksichtigt, zu entwerfen.

Betrachten wir das einfache Haus etwas näher, in das sie als junge Frau einzieht, so gehen uns Ahnungen von der Schwere und Größe der von

ihr zu lösenden Aufgaben auf. Dieses Haus ist die Stätte, die sie wohnlich und traulich gestalten, wo sie kochen, nähen und flicken, jeweilen ihre Niederkunft erwarten, die Kinder betreuen, am Bett kranker Familienglieder sitzen, mit leiser Stimme das in der Wiege ruhende Kleine in den Schlummer singen und selber nie müde, nie krank werden, nie seufzen oder für sich selber etwas verlangen soll. Die Bauart dieses Hauses ist nicht überall dieselbe. Verschieden sind die romanischen Häuser diesseits und jenseits der Berge, und von beiden unterscheidet sich wesentlich das deutsche Walserhaus, sowohl in der inneren Einteilung als im Baumaterial. Mochte manches dieser Häuser gut eingerichtet gewesen sein und gesunde Stuben und Schlafkammern aufweisen, so machten die meisten doch einen dürftigen Eindruck. Aermlich waren sie in ihrem Aeußeren und Inneren, völlig des Soliden, Sturmsicheren der feudalen Burg wie des Wohlhabenden, Vornehmen des Patrizierhauses entbehrend. Einen großen Teil des Tages mußte die dieses Haus mit ihrem Sinn durchwaltende Frau in der Küche zubringen. Wenn der Wind vom Berghang herunterkam oder Schneewehen über das steinbeschwerte Schindeldach hinwegfegten, erfüllte der aus dem primitiven Herd herausqualmende Rauch den kleinen Raum. Wasser mußte meistens recht weit her von dem einzigen Dorfbrunnen oder in dem in Einzelgehöfte aufgelösten Walserdorf vom notdürftig gefaßten Brünnelein geholt werden. Mit der Beleuchtung war es auch nicht zum besten bestellt. Wollte die Köchin Gerstensuppe, Hirse, Reis oder eine Mais- oder Mehlspeise machen, so mußte sie vom Herd weg an das kleine Küchenfenster, oder gar in die Stube, oder unter die Haustüre in die Helle treten, um die Körner oder das Mehl von unreinen und ungenießbaren Beimischungen zu reinigen. Es war keine leichte Aufgabe, in dem schweren, dunkeln Raum so zu kochen, daß die Familie gerne zum Mahle sich niederließ, gesund blieb und zur Freude der Mutter gedieh. Bedenken wir ferner, daß im Winter manchmal die Kälte durch das offene Kamin herunterkam und, vom breiten Kaminschoß geleitet, die ganze Küche erfüllte, so ahnen wir, wieviel Opfersinn schon das Walten in diesem engen Raume verlangte. Und dennoch ging die an Opfer gewohnte Frau mit dem gleichen guten Willen Tag für Tag in die Küche, an den Herd, in die Vorratskammer, in den Keller. Der Gedanke an ihren Ehemann und ihre Herzenskinder ließ sie den Kampf mit nassem Holz, Rauch, Wind, Kälte, Zwielicht, karg bemessenen Vorräten mit einer der verwöhnten modernen Frau unfaßlichen Geduld aufnehmen.

Selbstverständlich war der Frau auch die Sorge für die Vorratsräume überbunden. Weil man damals auf dem Lande weder Metzger noch Bäcker kannte und für die Molkereiprodukte schlechte moderne Ersatzmittel nicht verwendete, mußte der Fleischkammer oder dem Fleischspeicher, dem Milch- und Käsekeller, dem Korntrog und Backofen eine ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Stellt man sich nur vor, wieviel Mühe und Sorgfalt der dunkle Käsekeller verlangte, wie so manche Stunde bei überaus dürftigem Talg- oder Oellicht mit dem Salzen, Kehren, Reinigen, Waschen des Käses und der Gestelle zugebracht werden mußte, so fängt man an zu verstehen, was für eine Arbeit von dieser Seite her der nimmermüden Frau erwuchs. Zum Plaudern oder gar zum Romanelesen blieb da wenig Zeit übrig. Allein das Herz wurde dabei doch reich, weil alle diese Arbeit in dem Bewußtsein getan wurde, daß Gott wieder vom Feld, von der



SCHAFSCHUR

Alp, aus dem Stall in seiner unerschöpflichen Vatergüte so reiche Vorräte geschenkt habe, daß keine Angst vor dem langen, rauhen Winter aufkommen konnte.

In der Wohnstube war die Bauernfrau tagsüber nur selten zu sehen, im Winter etwas häufiger als im Sommer. Spinnen, Stricken, Nähen waren da ihre Hauptbeschäftigung. Wenn sie ein Röcklein umänderte, so dachte sie: Ich sollte ihm doch ein neues machen; denn es hat es ja ganz verwachsen. Und wenn sie ein zerrissenes Höslein zur Hand nahm, so lispelte ihr Mund: Wie ist für diese Buben doch kein Stoff stark genug! Aber gesund sind sie, Gott Lob und Dank. Und wenn sie an den Strümpflein des Kleinsten weiter strickte, so kleideten sich ihre Gedanken ganz unbewußt in die Worte: O, was für kleine Füßlein hat noch mein kleines Herzenskind! Bevor sie aber nähen und stricken konnte, mußte gesponnen und gewoben werden. Unseres Wissens ist in unserem lieben Bündnerlande noch nie eine Statistik sämtlicher vorhandener Spinnräder aufgenommen worden. Wenn wir aber aus einer eben vorgenommenen, sehr dankenswerten Zusammenstellung hören, daß es heute noch bei uns 3518 Spinnerinnen gebe und 1130 Webstühle im Gebrauche seien, so läßt sich diesen Angaben entnehmen, wieviel in früheren Jahrhunderten gesponnen und gewoben wurde, wie damals in jedem Haus ein bis zwei Spinnräder im Betriebe standen und in jedem dritten Hause ein Webstuhl zu finden war. Wie hübsch, wenn die Nachbarinnen an den langen Winterabenden zum Spinnen zusammenkamen und sich beim Drehen der Räder Neuigkeiten aus Dorf und Land erzählten, oder wenn zwei oder drei des Webens besonders kundige Frauen einander beim Zetteln, Aufziehen und Einknüpfen halfen! So ging man sich auf dem Lande an die Hand und munterte sich gegenseitig auf, Liebe und treuen Sinn sowohl in den grauen Wollstoff wie in das hanfene und flachsene Weißzeug hineinzuweben.

Sobald die Frühlingssonne den Schnee von den Berglehnen und aus der Talsohle hinwegküßte, rief die erwachende Natur die Bauernfrau ins Freie. Wir wollen nicht aufzählen, wieviel Arbeit hier ihrer wartete, wie namentlich das von dem gelben und weißen Ackersenf, von der Wolfsmilch, vom Queckgras, vom Geißfuß und anderem Unkraut bedrohte Korn ohne sie nicht wachsen konnte, wie sie dem Hanf- und Flachsfeld ihren besonderen Fleiß zuwendete, wie der Garten, obschon klein und fast nur mit Rüben, Suppenkräutern, Kohl und einigen Blumen bepflanzt, ihr viel Mühe verursachte. Auch das sei nicht erwähnt, wieviel Umsicht, geistige und körperliche Anspannung das Ernten, das Einlagern in Keller, Böden und Kästen erforderte. Ein solches Aufzählen und Beschreiben würde uns zu weit führen. Trotzdem diese unübersehbare Arbeit an Kraft und Gesundheit der Frau die größten Anforderungen stellte, wurde sie innerlich doch von Jahr zu Jahr reicher in der frohen Gewißheit, daß in der Wiesen-, Acker- und Gartenerde ein wunderbares Geheimnis ruhe, dessen Entschleierung ihr und ihrer Familie anvertraut sei. Man sollte zwar meinen, daß die so sehr in Anspruch genommene Frau unter der Last dieser vielen Arbeit allmählich zusammengebrochen oder zur früh auf dem Friedhof ausruhenden Märtyrerin geworden sei. In der Tat fehlte es in der Bauerngemeinde nie an solchen mit dem Dulderkranz umschlungenen Frauen. Allein viel größer war die Zahl der andern, die, durch eben diese Arbeit geadelt, mit der von Jahr zu Jahr wachsenden Kinderschar und der zunehmenden Verantwortlichkeit sich je länger desto inniger mit Gott verbunden fühlten. Die echte Bauernfrau machte seit jeher wenig Worte, aber das Beten und Danken vergaß sie nie. So wenig als in der mittelalterlichen Burg, war in ihrem bescheidenen Hause ein ansehnliches Bücherbrett zu finden; die Bibel und das Gebetbuch oder das eine oder andere fehlte aber nirgends. Religiöser Sinn, wie ihn Pestalozzi an seiner Gertrud schildert, war der Schmuck der Bauernfrau, und er war es, der dem Hause Heimatwert verlieh und die innere Verknüpfung der in ihm Geborenen und Aufgewachsenen schuf. Dieses Sichverbundenfühlen mit Gott ist und bleibt der Jungbrunnen des Bauernhauses, ist das Geheimnis der Bauernfrau. Weil sie in ihrem gesunden, natürlichen Sinn von einem höheren Willen zu ihrer Arbeit sich berufen weiß, besitzt sie die hehre Kunst, die edle christliche Sittlichkeit zu hüten und den frommen kirchlichen Sinn in der Familie zu wahren, ist sie die echte Mutter ihrer Kinder, die treue, sich aufopfernde Gattin des ihr angetrauten Mannes, die nimmermüde, stets zu Opfern bereite Dienerin, die Seele des Hauses. Das ist die Art der wahren Landfrau, wie man sie überall in unseren Tälern findet, so verschieden im übrigen die nationale Abstammung, die Sprache, das Temperament, der Wohnort sein mag. In gesellschaftlicher Beziehung kann sie mit der feinsinnigen Patrizierin und der edlen Burgfrau nicht verglichen werden; am inneren Werte gemessen aber verdient sie mit ihnen auf gleiche Linie gestellt zu werden.

4.

Wollen wir zum Schluß unserer Abhandlung noch einen Augenblick bei der *Landfrau unserer Tage* verweilen? Eines fällt uns hierbei gleich beim ersten Sichumschauen auf, daß nämlich die ländliche Abgeschiedenheit im Schwinden begriffen ist. Zeiten und Verhältnisse haben sich geändert und auch die Landfrau in den Verwandlungsprozeß hineingezogen. Der früher hausierende Krämer ist nun durch den Dorfladen oder die Dorfläden ersetzt. Das große Warenhaus schickt seine Kataloge und Muster bis in den höchstgelegenen Berghof. Der Bezirkshauptort oder die Hauptstadt ist mit der Eisenbahn oder mit dem Auto in kürzester Zeit zu erreichen. Fremde Berg- und Alpenwanderer suchen die entlegensten Täler auf. In großer Zahl gelangen Zeitungen und andere Presseerzeugnisse ins Bauernhaus. Es gibt auch auf dem Lande keine Stille, keine Einsamkeit, keinen Frieden im alten Sinne mehr. Hand in Hand damit geht das Arbeiten mit den Maschinen, die Rentabilitätsrechnung des geschulten Bauernsohnes, die Führung des hübschen Haushaltungsbuches durch die Bauerntochter. Hat unter diesen Umständen die Landfrau, wie sie uns lieb ist und wie sie seit jeher für denkende Menschen ein Gegenstand der Verehrung war, noch ein Existenzrecht und eine Existenzmöglichkeit? Sagt uns nicht die Entvölkerung der Gebirgstäler, das Wanken der bisher so wunderbar sich erneuernden Bauernkultur, das Schwinden des Heimatsinnes, daß die Bauernfrau im alten Sinne der Vergangenheit angehöre? Bedenklich ist es, wenn man von Jahr zu Jahr lauter von Bazargeschmack auf dem Lande, von Verödung der Dorfheimat, von ländlicher Subventionssucht, vom Ausarten der Volksfeste, vom Versiegen des Lieder- und Sagenquells, von der Entweihung des Sonntags, vom Bauernmaterialismus, von geistiger Ueberfremdung des Bauernlandes reden hört. Es scheint mit unserer ländlichen Eigenart recht schlimm zu stehen. Allein unsere Bündner Landfrau geht uns, trotz solchen Grabläutens, nicht verloren. Sie lebt weiter, weil ohne sie ein gesundes Volk nicht denkbar ist. Den guten und schlechten Anregungen, die heute in nie dagewesener Fülle aufs Land hinausströmen, kann und soll sie sich nicht entziehen, aber meistern soll sie sie, das Wertlose und Gefährliche ausscheiden und mit dem Wertvollen die bäuerliche Gedankenwelt bereichern. Sie ist es, die zu dieser unschätzbaren und nötigen Kulturarbeit berufen ist. Sie hat die Fähigkeit dazu und kann es tun mit bewundernswerter Leichtigkeit und Selbstverständlichkeit. Und unsere heutige Bauernfrau tut es, manchmal unter heftigem Widerstande; aber sie tut es kraft ihrer gesunden, starken, frommen, in Gott wurzelnden Seele. Ihre Kraft liegt nicht im Wissen, aber in dem in Arbeit und Dulden gereiften Charakter, in der seelischen Ueberlegenheit. Wir glauben auch an die Landfrau unserer Tage, auch an ihre Seele und an ihre innere, kulturschaffende Kraft.

Schönes Land Graubünden, glücklich bist du, weil du stets tüchtige Landfrauen gehabt hast. Deine 150 Täler würden schon lange verödet und deine Berge rauh und unfruchtbar geworden sein, wenn nicht ringende, leidende, betende, sich opfernde Frauen sie bewohnt hätten. Du bist das Land der Gegensätze, allein in dir herrscht dennoch die Harmonie der Ausgeglichenheit, weil allüberall in dir aufbauender Frauensinn und echtes Frauenwesen zu finden ist.